

Heidrun Kämper

Das Sprach- und Kulturkonzept Victor Klemperers

Vorbemerkung

»Was war dieses Werk? [...] Linguistik? Literaturgeschichte? Kulturgeschichte?« – diese Frage stellt Victor Klemperer im Jahr 1950 (Klemperer 1950, o. S.) in seinem Nachruf auf Karl Vossler und bezieht sie auf dessen Hauptwerk *Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung*. Diese Frage hätte Klemperer auch auf sein eigenes Werk beziehen können. Freilich, als Linguistik hätte er es wohl nie bezeichnet, obwohl immer auch von Sprache handelnd, wohl aber als Literatur- und Kulturgeschichte und – als idealistische Neuphilologie. Im Folgenden wird auf der Grundlage vor allem von Tagebucheinträgen Klemperers Weg in sein Fach rekonstruiert, um anschließend sein kulturkundliches Konzept und dessen Bewährung zur Zeit des Nationalsozialismus nachzuzeichnen. »Zwiespältiger denn je«, »Und so sitze ich denn zwischen allen Stühlen«, »Und so ist alles schwankend« sind nicht nur Tagebucheinträge (und danach z. T. Titelgeber der entsprechenden Bände), sondern sie bezeichnen eine Grundbefindlichkeit Klemperers, der im Sinn einer idealistischen Kulturkunde seine Profession ausübt und deren Grenzen erkennt – vor allem seine *LTI* legt dafür Zeugnis ab.

1. Die wissenschaftliche Selbstfindung

Seinen Platz in der Wissenschaft findet Klemperer, indem er sich kritisch mit seinen Lehrern auseinandersetzt. Dem Studenten im ersten Semester gibt Hermann Paul Orientierung – nicht Gustav Roethe –, dem Habilitanden weist Karl Vossler den Weg – nicht Adolf Tobler.

Der kenntnisreiche Mediävist Hermann Paul – 1913 wird er neben F. Muncker der Referent seiner Dissertation – imponiert Klemperer: »Ein Glück für mich, daß ich in meinem ersten Semester ein wenig Mittelhochdeutsch getrieben hatte und daß ich später auf diesem Gebiet an

Hermann Paul den bedeutendsten Lehrer fand, sonst wäre es mir durch Roethes Belehrungen für immer veregelt geblieben.« (CV 1, 357)

Die Vermittlung der mittelhochdeutschen Sprache durch den Kulturwissenschaftler Hermann Paul – das dürfen wir annehmen – zieht Klemperer an: die Paul'sche Auffassung von der kulturwissenschaftlichen Prinzipienlehre, welche »zu zeigen hat, wie die Wechselwirkung der Individuen auf einander vor sich geht, wie sich der einzelne zur Gesamtheit verhält, empfangend und gebend, bestimmt und bestimmend, wie die jüngere Generation die Erbschaft der älteren antritt.« (Paul 1975, 7) Klemperer hat Pauls *Prinzipien* nie gelesen. Über Pauls Lehre bekommt er sie vermittelt.

Eine parallele Konstellation findet sich bei zwei Lehrern der Romanistik, wo die Antipoden Adolf Tobler und Karl Vossler heißen. Jener der trockene Buchhalter Dante'scher Verse – in einem von Klemperer selbst mit leisem Unbehagen als »Ketzerei« beurteilten Gedicht entlädt er seinen Zorn über Toblers vermeintliche Missachtung des Dante'schen Geistes: »O Adolf Tobler, Fürst der Philologen!/Nur wer in deinem Seminar gesessen,/Wenn du den Dante Wort um Wort gewogen,/Ihm mit der Elle Vers um Vers gemessen,/Ihm vampirgleich die Seele ausgesogen,/Ihm mottengleich das bunte Kleid zerfressen,/Der ahnt allein die Qualen jener Zeiten,/Als ich gebannt in tote Trockenheiten.« (CV 1, 358)

Und die erinnerte Verabredung eines literarhistorischen Dissertationsthemas lässt noch Klemperers Schrecken über eine »rein sprachwissenschaftliche Aufgabe« und die Enttäuschung über des Ordinarius Verschlossenheit erkennen. *Voltaires Ansicht von den Sprachen* lautet des Geheimrats Vorgabe: »Ich erstarrte. Aus dem Wort »Sprachen« glaubte ich entnehmen zu müssen, daß es sich um eine rein sprachwissenschaftliche Aufgabe handle. Für Tobler wäre es ein leichtes und ein Zeitverlust von drei Minuten gewesen, mir mit ein paar Worten anzudeuten, wie das Thema gemeint und wie es anzufassen sei. [...] Aber Tobler stand eisig schweigend vor mir und wartete auf meine dankbare Zustimmung.« (CV 1, 360)

Klemperer macht sich an die Arbeit, gekränkt, weil ihm *sein* Voltaire dabei abhanden kommt. Rückblickend konzediert er, übersehen zu haben, dass »von Voltaires Ansicht über die Sprache viele Wege zu seinen allgemeinen Ideen hinüberführen. Nur die geringste Anleitung, und ich hätte Geschmack an meiner Arbeit gefunden und etwas Passables zustande gebracht. Aber ich war ganz allein auf mich angewiesen und

verbohrte mich darein, das Thema zu den ›toten Trockenheiten‹ zu rechnen.« (CV 1, 360)

Dagegen die Begegnung mit Karl Vossler – freilich viele Jahre später, nachdem Klemperer 1905 seine Dissertation bei Tobler abgebrochen hatte. 1912 nimmt er seine Studien wieder auf, promoviert 1913 bei Muncker und Paul und trifft Karl Vossler: Von Beginn an »aufs äußerste überrascht und gefesselt«, sucht der Doktorand nach Argumenten, um sein ›schicksalhaftes‹ Engagement in Vosslers Kolleg und Seminar vor sich selbst zu rechtfertigen: Dessen *Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprache* (1913 erschienen unter dem Titel *Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung*, von Klemperer in *Studi di Filologia moderna* 7/1914, 93–110 rezensiert) begeistert ihn. Hier offenbart sich Klemperer die »geistesgeschichtliche Orientierung« (vgl. CV 2, 27 f.) einer als Kulturwissenschaft verstandenen idealistischen Philologie, der er sich von nun an endgültig verschreibt. Das Konzept einer kulturhistorischen Ausrichtung ist in Klemperer angelegt und wird ihn Zeit seines Lebens begleiten, er wird es zu verteidigen haben gegen ›linguistische‹ Anfeindungen.

Klemperer promoviert bei Muncker und Paul – *Die Vorgänger Friedrich Spielhagens* lautet das Thema (1913 in Weimar unter dem Titel *Die Zeitromane Friedrich Spielhagens und ihre Wurzeln* veröffentlicht) –, er habilitiert sich bei Vossler über *Montesquieu* (Band 1 und 2, Heidelberg 1914–15). Und seine Leidenszeit beginnt – seine Mitteilungen über seine Befindlichkeiten lassen keine andere Deutung zu. Die Leidenszeit beginnt mit fünfjähriger Verzögerung, bedingt durch den Ersten Weltkrieg, an dem Klemperer teilnimmt: Suche nach Anerkennung beim wissenschaftlichen Vater Vossler¹ im Wettstreit mit dem wissenschaftlichen ›Bruder‹ Eugen Lerch. Die Konsolidierung des Kultur- und Sprachbegriffs Victor Klemperers ist ursächlich mit diesem Streit verbunden und aus seinen Kommentaren zu diesem Kampf zu rekonstruieren.

Eugen Lerch ist der Grammatiker, der Syntaktiker: »Syntaxen [›seine private Wortbildung und sein Lieblingswort‹] ging ihm über alle literarische Beschäftigung« (CV 2, 281) und »Voßler [...] rühmt Lerchs syntaktisches Können, seine Arbeit über das Futurum.« (LS 1, 62, 6. 2. 1919) Klemperer hingegen verachtet diese Art von Wissenschaft – »Lerchs Futurjagd u. -Bettelei [...] Flöhe fangen ist geistiger« (LS 1, 143, 6. 7. 1919), die inhaltliche Beliebigkeit der zu grammatischen Zwecken gelesenen Literatur, das Mechanische, Schematische des Stoff-

sammeln, die geistige Leere, das Verharren im Äußerlichen, im Formalen – »sammeln, belegen, bewurzeln – mit einem Worte: breittreten, stumpfsinnig sein, lügen« (ebd.).

Dennoch – und trotz aller wissenschaftlichen Gegnerschaft – setzt sich Klemperer mit Lerch direkt auseinander, meidet ihn nicht, verteidigt sich und seine Literatur- und Kulturgeschichte:

»Lerch [...] gab mir ein Feuilleton über sein suggestives u. kategorisches Futurum [...]. Ich sagte ihm: Sie können es dem unvorbereiteten Leser nicht glaubhaft machen, daß der Franzose despotischer sei als der Deutsche, nur weil er das Futurum häufiger gebraucht. Ich sagte ihm auch, solche Sprachdeutung sei subjective Philologie unter dem Einfluß der Literaturerkenntnisse. Er lehnt entrüstet ab. Sprachdeutung ist mathematisch tiefer, ist objectives Ergebnis im Gegensatz zur subjectiven Literaturgeschichte, ist eigentliche Wissenschaft! Entgegnung: Gegeben u. sicher ist nur das Futurum. Seine Auslegung aber ist subjective Deutung!« (LS 1, 168, 9. 8. 1919)

Das Kriterium der Wissenschaftlichkeit ist im Zuge dieser Selbstfindung und bis zu seinem Lebensende Klemperers ständiges Memento. Mit diesem Prädikat hadert er, der sich selbst bisweilen als »entgleister Journalist« sieht, »als Philologe mitleidig belächelt, weil nur »neuerer Literarhistoriker«« (LS 1, 127, 17. 6. 1919), zeit seines Lebens. Und Wissenschaftlichkeit ist auch die neiderregende – »Wie sollte ich nicht neidisch [...] sein?« (LS 1, 127, 17. 6. 1919) – Auszeichnung Lerchs: »Brief von Lerch. Syntaktiker sein ist doch das ruhigere Leben. Er hat einen Einfall. Infinitiv mit à sei gefühlsmäßig, Infinitiv mit de logisch analytisch. Der Einfall ist Anwendung des Voßlerbuches. Er schreibt darüber 40 Ms-Seiten. Wieviel solcher de- oder à-Einfälle muß ich haben, um den kleinen Petraca-Essay zu machen? Aber Lerch ist wissenschaftlicher.« (LS 1, 357, 16. 9. 1920)

Dieser »Bruder« Lerch findet beim Vater Vossler Anerkennung: »Immer wieder bedrückt mich die enge Intimität u. Meinungsgleichheit zwischen Voßler u. Lerch. Auch im Literarischen, wo beide rein aesthetisch urteilen ...« (LS 1, 89, 28. 3. 1919) Lerch kann eben die Aufmerksamkeit und Wertschätzung des Vaters erlangen, die Klemperer – »[ich] fühle mich Voßler u. Lerch gegenüber als der Outsider, der Unwissenschaftliche, der Fremdgewordene« (LS 1, 88, 26. 3. 1919) – fehlt: »Ich bin heute wieder tief deprimiert durch einen Besuch bei Voßler gestern Abend. Ständiges Zwiegespräch Voßlers und Lerchs über linguistische Dinge. Conjunctione, Etymologieen – Lerch benutzt die Bi-

bibliothek u. die Erfahrungen Voßlers. Und ich sitze so stumm u. nebensächlich dabei wie Frau Voßler u. ein junger Sohn. Sage ich etwas Literaturhistorisches, so werde ich von Voßler u. Lerch sogleich gehackt: sie stehen überlegen auf rein ästhetischen Höhen ... Lerch sagt von Voßler u. sich: ›Wir Linguisten‹ – ›Sie müssen das verachten, weil sie ja nicht der Form der Dichtung Hauptwert beilegen.« (LS 1, 90, 2. 4. 1919)

Zweifel an Vosslers wissenschaftlicher Qualität lässt Klemperer daher – menschlich verständlich – bisweilen zu: »[Voßler] dreht sich aber doch wohl immer um den einen Gedanken von der Geistigkeit der Sprache, den er wahrscheinlich von Croce hat, u. der zu gewaltsamen Anwendungen führt, wenn er auf die psychischen Extremitäten, die Laute angewandt wird; bis dahinunter scheinen mir die esprits animaux doch nicht zu reichen.« (LS 1, 162, 1. 8. 1919)

Klemperer schreibt dies anlässlich seiner Lektüre von Vosslers *Positivismus und Idealismus*. Abgesehen davon, dass er keine Verbindung zu Humboldt, dessen Sprachtheorie er nicht kennt, herstellt – in einem Eintrag vom März 1924 gebraucht Klemperer sogar die von Vossler verwendete Humboldt'sche Formel von der ›inneren Form‹ (LS 1, 794, 10. 3.), aber an keiner Stelle erscheint auch nur der Name, außer einmal in touristischem Kontext (LS 2, 262, 25. 6. 1926) –, abgesehen davon also ist es wohl dieses Hinabsteigen auf die unterste sprachliche, auf die Lautebene, welches Klemperer nicht einzusehen vermag und welches er als ungeistiges Zählen und Sammeln versteht. Vossler beschreibt die Aufgabe der Sprachwissenschaft als »den Geist als die alleinig wirkende Ursache sämtlicher Sprachformen zu erweisen« (Vossler 1904, 63). »Sämtlicher Sprachformen«, damit meint Vossler »von der Stilistik herab zur Syntax und weiter zur Flexions- und Lautlehre« (ebd., 10).

Zwar bemüht sich Klemperer immer wieder um Objektivität, um Anerkennung der reinen Sprachwissenschaft: »Ich ging heute den Verlagskatalog von Niemeyer, Halle durch. Welche Themen! ›Über die Geschichte des c vor hellen Vokalen‹. Lieber Steine klopfen! [...] welche Themen! Ein Schauer. Aber nicht diese Ameisen verlachen, die nützliche Werke tun u. dabei zufrieden sind. Ich bin kein Kärner, aber auch kein König – nur ein Jongleur.« (LS 1, 591, 17. 5. 1922)

In der theoretischen Reflexion aber und zunächst verweigert sich Klemperer dieser Form von Sprachbetrachtung – sein ›Bruder‹ Lerch folgt hingegen diesem Konzept.² Für Klemperer bedeutet das Lerch gegenüber Abgrenzung.

1919 werden beide zu außerordentlichen Professoren an der Universität München ernannt, den Kampf um den Vater drängt die nun einsetzende Konkurrenz um Lehrstühle in den Hintergrund – Klemperer fühlt sich von dem ›Linguisten‹ Lerch bedrängt, er besteht auf der Fächergrenze: »Lerch ist voller literarhistorischer Pläne. Ich glaube nicht, ihn auf diesem Gebiet fürchten zu müssen, aber vielseitiger u. arbeitskräftiger als ich ist er gewiß.« (LS 1, 251, 21. 3. 1920)

Die Gereiztheit nimmt ab – 1920 erhält Klemperer einen Ruf an die Technische Hochschule Dresden –, seit Mitte der 20er Jahre pflegt man freundschaftlichen Umgang, man besucht sich gegenseitig, man gibt gemeinsam das *Jahrbuch für Philologie* heraus.³ Im Fachlichen indes weiterhin die Trennung, 1928 will Klemperer mit Lerch »abrechnen«. (LS 2, 414, 11. 2. 1928) Dieser veröffentlicht einen Aufsatz mit dem Titel *Kulturkunde*, und die Überschrift ist mit einem rhetorischen Fragezeichen versehen.⁴

Wir sehen: Obwohl zeitlebens mit Sprache beschäftigt – das idealistische Konzept, das er sich zu Eigen macht, lässt Klemperer in Bezug auf die Linguistik der ›unteren‹ Sprachebenen nicht gelten. Dennoch versteht Klemperer den sprachlichen Ausdruck als wissenschaftlichen Gegenstand: auf der Ebene des Sprachgebrauchs – und nicht der des Systems, auf der Ebene des Stils und des Wortes – und nicht der Morphologie, Syntax und Phonologie. In diesen Grenzen bewegt sich Klemperers sprachanalytisches Konzept, es ist ein philologisches. Sprachwissenschaftler, Linguist gar, will Klemperer mithin nicht sein.

2. »Idealistische Neuphilologie«

Der Weg ist gefunden. Klemperer versteht sich nunmehr als »Professor der idealistischen Neuphilologie« (LS 1, 696, 20. 5. 1923), der sich »fest auf den Standpunkt des Literarhistorikers u. Aesthetikers stellen« will: »Wozu mich mühsam mit fremden Linguistenfedern schmücken, die ich mir doch nur verkehrt aufstecke?!« (LS 2, 167, 12. 12. 1925)

Am Ende ist es natürlich doch die Schule Karl Vosslers, die Klemperer auf den Weg gebracht hat. Dessen Richtung bestimmt eben diese durchaus kritische, schließlich aber doch affirmative Auseinandersetzung mit Vossler und die produktive Konkurrenz zu Lerch. Denn: ›Idealistische Philologie‹ – im Vossler'schen und von Klemperer akzeptierten Sinn heißt das: »Philologie mit der Kultur in Zusammenhang« bringen

(LS 2, 75, 12. 7. 1925), heißt: die wechselseitige Determinierung von Geist und Kultur, die Reflexion nationaler Eigenart in der Kultur beschreiben. Klemperer sucht »das geistige, das schöpferische Wesen eines Volkes in seiner Verdunkelung durch die Materie und in seinem Ringen mit der Materie zu erfassen« (Klemperer 1925a, 267) – das sei »das Wesen des Idealismus« (ebd.). Ein Kommentar aus dem Jahr 1930 zu dem Vortrag eines Kollegen erhellt die Bedeutung dieser kryptischen Formulierung: »Am 20/10 hielt bei den Neuphilologen in der Aula des Vitzum-Gymnasiums *Schücking Vortrag* über den englischen Puritanismus. (Als Eigengewächs u. Nicht-Import, Nicht-Calvinismus.) Es interessierte mich ungeheuer. Im Grunde geht der Mann vor wie ich. Dieser Vergleich der Charaktere Robinsons u. Heinrichs V als Shakespeares Idealkönig! In beiden *englische Züge!*« (LS 2, 669, 27. 10. 1939) Die Züge des Volksgeistes erkennbar machen, die für ein Volk, eine Nation typischen (nicht nur sprachlichen) Ausdrucksweisen aufdecken und geistesgeschichtliche Erscheinungsformen als Ausdruck eines Volksgeistes erklären – das ist Klemperers Konzept einer idealistischen Neuphilologie.

Kulturkunde heißt die dieser Auffassung entsprechende, zu Klemperers Zeit junge wissenschaftliche Richtung.⁵ Sich selbst sieht Klemperer danach als »einen modern gerichteten und kulturkundlichen Mann«. ⁶ Der »kulturkundliche Mann« schaut jedoch nicht nur auf die großen, die literarischen und philosophischen Ausdrucksformen des nationalen Geistes. Auch die kleinen Momente des Alltags sind ihm wert, registriert und gedeutet zu werden: »mich an die Tabaksdosen zu halten« (CV 2, 98) – vor dem Ersten Weltkrieg, als Klemperer ein Lektorat in Neapel wahrnimmt, legt er dies Gelübde ab, einer Situation in Bologna gedenkend, wo eine alte Dame, sich in der Kirche zu einem Gebet anschickend, »eine Dose [zog] und [...] mit Gründlichkeit [schnupfte]« (ebd., 97). Gegenstand der Kulturkunde sind also nicht nur Paläste und Tempel, Museen und Kirchen (ebd.), sondern ist auch der im Alltag ausgedrückte Volksgeist, sozusagen die kulturgeschichtliche Miscelle. Diesem Kulturkonzept zugrunde liegt Klemperers Überzeugung, dass Zivilisation und Kultur konsequent nicht voneinander zu trennen sind⁷ – die Verkehrsordnung, Kleidung, Schmuck und Radio versteht Klemperer insofern als Ausdruck von Kultur, nicht von Zivilisation: Beide bezeichnen »die Entfaltung der spezifisch menschlichen Fähigkeiten über den naturgegebenen Urzustand hinaus«. (Klemperer 1948, 11)

Und: Kultur ist nicht nur ein nationales Geschäft, sondern Ergebnis

wechselseitiger Einflüsse, wahrnehmbar in den großen geistesgeschichtlichen Strömen – die Aufklärung und ihre Wirkung ist Klemperers Lebensthema – ebenso wie in den Erscheinungen des Alltags- und Sprachgebrauchs, und sein Wandel ist Ausdruck dieses Einflusses: »Philologische Notiz: Als Kind, also Ende der achtziger Jahre, hörte ich im Elternhaus französische Worte, von denen ich nicht wußte, daß sie französisch seien, die zum täglichen Sprachgebrauch gehörten: das Cul (Küh, hätte ich's damals buchstabiert) u. Chaud d'eau (Schodoh), eine Eiersauce mit Wein daran. Das ist jetzt ganz abgekommen. Man müßte untersuchen, wie weit – ich denke bis etwa 1890 – französische Civilisation den deutschen Sprachgebrauch beeinflusste. Sodann: Wie weit das abgekommen u. wie weit statt dessen jetzt aus literarischer, artistischer Sphäre französischer Spracheinfluß da ist.« (LS 2, 456, 1. 10. 1929)

Danach heißt kulturkundliche Sprachbetrachtung auch den kulturellen Einfluss einer Nation über den Wortschatz rekonstruieren. In diesem Sinn berät Klemperer einen Kollegen: »Gutkind [...] schrieb einen Brief aus Paris. Er arbeitet über französische Sportsprache. Ich schrieb ihm: Über Sportsprache müsse man arbeiten, wie Hettner die Aufklärung behandelt habe: England/Amerika, Deutschland, Frankreich. In dieser Dreifaltigkeit ergäbe sich die schönste Studie zur Kulturkunde und idealistischen Philologie.« (ZA 1, 54 f., 6. 9. 1933⁸)

3. Angewandte Kulturkunde: Kulturgeschichte des Nationalsozialismus

Am 17. Januar 1942 notiert Klemperer: »Ich möchte auch gar zu gern der Kulturgeschichtsschreiber der gegenwärtigen Katastrophe werden. Beobachten bis zum letzten, notieren ohne zu fragen.« (ZA 2, 12) Das ist er dann geworden. Wenn Klemperer Tagebuch schreibt, rettet er nicht nur seine seelische Existenz, sondern übt in spezifischer Weise seine Profession aus.⁹ Aber: Der Nationalsozialismus zwingt ihn zu einer Revision. In der »entarteten« Version einer – wie wir sie nennen können – nationalistischen, wertenden Kulturkunde erkennt Klemperer nach 1945 deren Anteil, indem sie Deutungsmuster bereitstellte, die sich die nazistische »Rassenkunde« dienstbar machen konnte.¹⁰ Lange vor 1933 räsonniert Klemperer zwar bereits über idealistische Typisierungen – die Extreme machen ihn misstrauisch –, um schließlich doch

nationale Identität zu behaupten: »Und ob ich mit meinen Theorien von *dem* Franzosen recht habe? Y'en a tant. Und doch wieder: so wie sich deutscher Communist u. deutscher Hakenkreuzler zu *dem* Deutschen zusammenfinden, genauso ...« (LS 2, 41, 23. 4. 1925)

Erst ab 1933 scheint ihm unmöglich, Deutschtum und Nationalsozialismus zusammenzudenken: »Im Jahre 1933 ist dann mein Glaube an das deutsche Wesen, ja an die feste Bestimmbarkeit nationaler Eigenarten, fast bis zum Zusammenbruch erschüttert worden.« (CV 1, 287) Dies schreibt Klemperer rückblickend, nachdem er bereits mehrere Jahre unter den Bedingungen des Nationalsozialismus gelebt hat, nachdem er Demütigung, Entehrung und Angst erfahren hat. Der Verlauf der zwölf Jahre Nationalsozialismus zwingt Klemperer zu dieser Modifizierung seines Kulturkonzepts, welches er anwendet, um den Nationalsozialismus selbst kulturgeschichtlich einzuordnen. Den Nationalsozialismus als kulturgeschichtliches Phänomen im Rahmen eines modifizierten idealistischen kulturkundlichen Konzepts darstellen, heißt, den vom Nationalsozialismus selbst gebrauchten Kultur(kunde)-begriff umkehren¹¹: Nicht Kulturkunde im Sinn von (wertender) Rassenkunde – diese übergeordnete nazistische Pseudowissenschaft, auf die Wissenschaft gleich welcher Provenienz zuzulaufen hatte –, sondern: »eine bescheidene und ehrliche Kulturkunde muß es sein, die erkennen läßt, wie deutsche mit fremder Geistigkeit verflochten ist, und wie sie in Schuld verfiel, als sie sich unverpflichtet, autochthon und die herrlichste von allen dünkte.« (Klemperer 1946, 636)

Bestimmend ist die Vorstellung von einer Geschichte der Kultur, deren verschiedene Epochen immer die Errungenschaften der vorangegangenen Epoche voraussetzen. Mit diesem Kulturkonzept erklärt Klemperer den Nationalsozialismus als Erbe der Romantik: »Der Nationalsozialismus ist eine giftigste Konsequenz, richtiger Überkonsequenz der deutschen Romantik; sie ist an ihm genauso schuldig und unschuldig wie das Christentum an der Inquisition; sie macht ihn zu einer spezifisch deutschen Angelegenheit und sondert ihn vom Faschismus und Bolschewismus ab. Sie findet ihren stärksten Ausdruck im Rassenproblem, und dieses wiederum tritt am stärksten hervor in der Judenfrage. [...] Das Judenproblem ist die Giftdrüse der Hakenkreuzotter.« (ZA 2, 576, 5. 9. 1944)

Klemperer unterscheidet zwischen ›deutscher‹ und ›teutscher Romantik‹. Er hat Scheu, die Romantik schlechthin in die Traditionslinie zu stellen, die am Ende in den Nationalsozialismus mündet – die tümelnde

Variante der ›deutschen Romantik‹ indes erlaubt diese Zuordnung: »Die deutsche [Romantik] hat ins Weite geführt, ins Allgemeinmenschliche, ins Geistige und Göttliche, die teutsche ins Enge und Dumpfe, ins Animalische und zuletzt ins viehisch Barbarische.« (CV 1, 576)

Mit diesem Kulturkonzept tritt Klemperer ab 1933 an, eine Kulturgeschichte der Nazizeit zu schreiben: »In einem Spielzeugladen ein Kinderball mit Hakenkreuz.« (ZA 1, 16, 30. 3. 1933); »Morgen beginnt der Boykott. Gelbe Plakate, Wachen« (ebd.); »rote Zettel an den Geschäften: ›Anerkannt deutschchristliches Unternehmen‹. Dazwischen geschlossene Läden, SA-Leute davor mit dreieckigen Schildern: ›Wer beim Juden kauft, fördert den Auslandsboykott und zerstört die deutsche Wirtschaft« (ZA 1, 17 f., 3. 4. 1933); »Sprache des 3. Reichs. Gebärdensprache: Rote Briefkästen, rote Postautos. Propaganda: Umnennung der Straßennamen« (ZA 1, 159, 24. 10. 1934); »Reichsaktion gegen Spionage [...] an allen Schaufenstern, an den Scheiben der Trambahnen, in den Ecken der Zeitungen schwarz aufschabloniert die Gestalt des massigen Mannes mit Schlapphut, von hinten gesehen. Er ist links seitlich geneigt, der linke Arm mit halboffener Hand hängt herunter, er schleicht oder lauert. Darunter ein weißes Fragezeichen.« (ZA 2, 477, 23. 1. 1944)

Von Beginn an beobachtet Klemperer die Ausdrucksformen des Nationalsozialismus in den Kategorien seines kulturkundlichen Konzepts: Kinderball mit Hakenkreuz, gelbe Plakate, rote Zettel, Briefkästen und Postautos, »Gebärdensprache«, das »Feind-hört-mit-Symbol« – Kulturgeschichte der Nazizeit, das ist für Klemperer die »Sprache der Schaufenster, der Plakate, der braunen Uniformen, der Fahnen, der zum Hitlergruß gereckten Arme, der zurechtgestutzten Hitlerbärtchen« (LTI, 16 f.)¹², was wir heute ›Semiotik des Nationalsozialismus‹ nennen würden. Und: Zur Ikonographie der Nazizeit gehört auch der gelbe Stern: »Der ›Judenstern‹ schwarz auf gelbem Stoff, darin in hebraisierenden Buchstaben ›Jude‹, auf der linken Brust zu tragen.« (ZA 1, 669, 18. 9. 1941) Seine Einführung im September 1941 dokumentiert Klemperer mit nahezu filmischer Prägnanz – sein Entsetzen bei der Bekanntgabe seiner Einführung: »ich [...] fühle mich zerschlagen, finde keine Fassung« (ZA 1, 663, 15. 9. 1941) und die Einführung selbst: »Gestern, als Eva den Judenstern annähte, tobsüchtiger Verzweiflungsanfall bei mir« (ZA 1, 671, 20. 9. 1941), Vermeidungsstrategien: »mit aufgespanntem Schirm, auch wenn es nicht mehr regnet – denn so verdeckt der Arm den Stern. Oder ein Paket oder eine Tasche dage-

gen gedrückt.« (ZA 1, 678, 7. 10. 1941) Wesentliches Bestimmungsstück von Klemperers Kulturkonzept ist seine realistische Darstellung: Er vermittelt ein Bild vollständig, achtet auf die altera pars, darauf, gerecht zu sein. – Ist dies nicht der Grund dafür, dass seine Tagebücher 1933–1945 den deutschen Rezipienten so wohl taten? Hat Klemperer nicht mit seinem Bemühen um eben diese Gerechtigkeit für Entlastung gesorgt? »Ganz gut, Ihr Zeichen, da weiß man, wen man vor sich hat, da kann man sich mal aussprechen!« (ZA 1, 673, 25. 9. 1941) – diese Mitteilung der Alltagsbemerkung eines ›anderen‹ Deutschen ist auch ein Dokument für Klemperers Konzept einer idealistischen Kulturgeschichte.

Kulturgeschichte der Nazizeit – Klemperer beobachtet gleichsam parasprachliche Ausdrucksformen: »Am Sonnabend, 4., hörte ich ein Stück Hitlerrede aus Königsberg. [...] Ich verstand nur einzelne Worte. Aber der Ton! Das salbungsvolle Gebrüll, wirklich Gebrüll, eines Geistlichen (ZA 1, 8, 10. 3. 1933); »Hitler pastoral deklamierend [...] Sachlicher und menschlicher gibt sich im Ton Hugenberg. Peinlich arrogant [...] Schacht.« (ZA 1, 17, 31. 3. 1933)

Kulturgeschichte der Nazizeit – das sind die Verbote. Klemperer verzeichnet sie seit März 1933 kontinuierlich: »Dann die wilden Verbote und Gewaltsamkeiten [...] Verbot des Jüdischen Zentralvereins jüdischer Bürger in Thüringen, weil er die Regierung ›talmudistisch‹ kritisiert und herabgesetzt habe.« (ZA 1, 8, 10. 3. 1933) Eine Aufstellung antisemitischer Ge- und Verbote allein aus dem Jahr 1942 führt erbärmlichste Perfidie vor Augen: »Kuchen dürfe an Juden und Polen nicht mehr abgegeben werden« (ZA 2, 25, 15. 2. 1942); »Jetzt ist ein Verbot des Blumenkaufes für Juden herausgekommen« (ZA 2, 48, 16. 3. 1942); »Verbot, arische Friseurgeschäfte aufzusuchen. [...] Ersatz von Brillengläsern, Reparaturen an Wirtschaftsgegenständen sind vorher bei der jüdischen Gemeinde anzumelden. [...] Neulich wurde das Radfahren an Sonntagen zu Besuchszwecken verboten« (ZA 2, 96, 23. 5. 1942); »Verbot für Juden, den Bahnhof zu betreten; Verbot, arische Handwerker ›zu persönlichem Bedarf‹ in Anspruch zu nehmen« (ZA 2, 59, 2. 4. 1942); »Juden dürfen nicht Schlange stehn. – Juden haben abzuliefern: ›Haarschneidemaschinen – Haarschneidescheren, Haarkämme, ungebraucht« (ZA 2, 72, 26. 4. 1942); »Juden haben alle elektrischen Apparate, Staubsauger, Grammophone und Grammophonplatten abzugeben« (ZA 2, 132, 16. 6. 1942); »Vom 30. Juni ab werden die jüdischen Schulen geschlossen, es darf den Kindern auch kein Privat-

unterricht erteilt werden« (ZA 2, 141, 23. 6. 1942); »absolutes Verbot höherer Schulen für fünfzigprozentige Mischlinge« (186 f., 27. 7. 1942); »Diesmal ›erscheint es unerwünscht«, a) daß Juden im schriftlichen Verkehr mit Behörden ihren Titel oder früheren Beruf nennen [...], b) daß Juden solche ›deutschblütige Hausangestellte weiterhin beschäftigen«, die ihnen nach den Nürnberger Gesetzen [...] erlaubt sind (über 45 Jahre)« (ZA 2, 217, 21. 8. 1942); »Juden ist der Kauf von Speiseeis verboten. [...] Alle entbehrlichen Schlüssel [...] sind sofort abzugeben« (ZA 2, 223, 24. 8. 1942); »Verbot, arische Wäschereien zu benutzen« (ZA 2, 240, 11. 9. 1942); »Den Juden werden alle Fleisch- und alle Weißbrotmarken entzogen« (ZA 2, 256, 10. 10. 1942); »Jüdisches Vermögen der Mischehemänner verfällt beim Tode des Mannes [...]. Auf Juden findet deutsches Gesetz keine Anwendung; ihre Vergehen straft die Gestapo!« (ZA 2, 403, 11. 7. 1942) – 1944 bemerkt Klemperer, dass es keine neuen Verbote mehr gibt – und findet die lapidare Erklärung: »es ist ja schon alles verboten, und es gibt ja kaum noch Juden hier.« (ZA 2, 541, 8. 7.)

Klemperers idealistisches kulturgeschichtliches Konzept ist darauf angelegt, eine Gesamtsicht, sozusagen die gesellschaftliche Totale zu vermitteln. Es erlaubt insofern die Aufhebung von Grenzen: Klemperers Kulturgeschichte der Jahre 1933 bis 1945 ist nicht nur die Kulturgeschichte des Nationalsozialismus, sondern er beschreibt das Leben in diesen zwölf Jahren unter den Bedingungen des Nationalsozialismus. Klemperer stellt somit die Lebensbedingungen aller Zeitgenossen der Nazizeit dar, die der Täter und die der Opfer, und er nennt den (nicht nur im engeren Sinn sprachlichen) Ausdruck dieser Lebensbedingungen *LTI*. (Vgl. auch Seidel/Siehr 1997/98, 38 f.) Insofern ist er aufmerksamer Archivar von für die Zeit überhaupt typischen kulturgeschichtlich bedeutenden Erscheinungen, die z. B. auch Kommunikationsformen sein können, z. B. auch solcher des Diskriminierten mit der Diktatur: »Inzwischen geht ein demütiges Bittgesuch an Herrn Mutschmann, mir einen Teil meines Ruhegehalts zu bewilligen, da sowohl ich als meine *arische* Ehefrau erwerbsunfähig seien. ›Wir müssen auf Mutschmanns primitive Mentalität Rücksicht nehmen«, sagte Neumark. Nichts fordern, nur demütig um *einen Teil* bitten! Wir schrieben nur ›Prof. der technischen Hochschule«. Keineswegs ›Kulturwissenschaftliche Abteilung«. Das würde ihn reizen – ein Jude und die deutsche Kultur! [...] Auch das gehört wohl zur *LTI*.« (ZA 2, 514, 12. 5. 1944)

Und schließlich: Kulturgeschichte 1933 bis 1945 ist auch die Be-

schreibung von Ausdrucksformen des Widerstands: »Bei Gusti sah ich eine Zeitung der SPD, Seidenpapier, Perldruck, versandt in länglichem rosa Kuvert, parfümiert und handschriftlich, daß es sich anfühlte, -sah und -roch wie die Reklame einer Drogerie.« (ZA 1, 167, 4. 12. 1934)

Klemperers idealistischem Konzept einer Kulturgeschichte liegt das Paradigma von Kultur als Ausdruck des ›Volksgeistes‹, des ›Nationalcharakters‹ zugrunde – ab 1933 mag Klemperer diese Überzeugung verwünscht haben: »Alles, was ich für undeutsch gehalten habe, Brutalität, Ungerechtigkeit, Heuchelei, Massensuggestion bis zur Besoffenheit, alles das floriert hier.« (ZA 1, 18, 3. 4. 1933) Klemperer zieht die Konsequenz für sich: »Mein Deutschtum wird mir niemand nehmen, aber mein Nationalismus und Patriotismus ist hin für immer. Mein Denken ist jetzt ganz und gar das voltairisch kosmopolitische. Jede nationale Umgrenzung scheint mir als Barbarei.« (ZA 1, 430, 9. 10. 1938)

Was ihm dabei hilft – die traits éternelles rekonstruieren und übernationale Menschheitsprinzipien erkennen. Klemperer kommentiert z. B. eine Aussage des Mörders von Wilhelm Gustloff. Dieser habe gezögert, seine Tat auszuführen, nachdem er der Frau Gustloffs ansichtig geworden war (»ein verheirateter Mann, ein Mensch«). Dies sei die »genaueste Transposition der Ponsardschen Charlotte Corday: Grand Dieu! sa femme! [...] on l'aime«. (ZA 1, 325, 13. 12. 1936) Die nazistische »Heiligkeit des Brotes, Erntefest« setzt er »zum italienischen ›Fest des Waldes‹« parallel, »zur *Ruralizzazione*«. (ZA 2, 226 f., 29. 8. 1942) Indes: Die Feststellung solcher Parallelen ist nur momentane Tröstung. An Klemperers Grundüberzeugung von der Übereinkunft zwischen Nazismus und deutschem Wesen ändern sie nichts. Und: An dieser Vorstellung – gewendet auf den sprachlichen Ausdruck – verzweifelt Klemperer vollends.

Bereits im Jahr seiner Habilitation formuliert Klemperer seinen Glaubenssatz: »Sprache sei das einzige, worin sich wirklich Volksgeist, Volksseele finden und greifen lasse. [...] Sprache, das Geistige eines Volkes, den Einzelnen speisend, vom Geist aller gespeist.« (LS 1, 118, 24. 5. 1942) Sprache ist Ausdruck der Kultur, ihres Geistes und Charakters. In der Sprache drückt sich die Kultur, mithin das Volk, die Nation aus. Diese Überzeugung gibt Klemperer auch nicht auf, nachdem er den Nationalsozialismus seit zehn Jahren als das Monstrum der Menschheitsgeschichte erfahren hat: »Über die Zugehörigkeit zur Nation entscheidet weniger das Blut als die Sprache. [...] Bei der Biegsamkeit des kindlichen Organismus wird ein in rein deutscher Umge-

bung aufwachsendes schwarzes oder gelbes Kind genauso rein deutsch, vielmehr so rein Berlinisch oder Münchnerisch sprechen wie eines mit lauter Berliner oder Münchner Vorfahren. Im Sprachstrom aber schwimmen sämtliche Kulturelemente, die man bewußt oder unbewußt in sich aufnimmt. Musik, Malerei, Architektur geben Einzelaspekte – Sprache enthält das gesamte Geistige. Und das gesamte Geistige ist von der Sprache nicht zu trennen. [...] Bin ich einmal in einer Sprache aufgewachsen, dann bin ich ihr für immer verfallen, ich kann mich von dem Volk, dessen Geist in ihr lebt, auf keine Weise, durch keinen eigenen Willensakt abwenden, durch keinen fremden Befehl absondern lassen.« (ZA 2, 322, 28. 1. 1943)

Erstaunlicher noch: Klemperer erkennt die Verwandtschaft des nazistisch-rassistischen Sprachbegriffs mit dem idealistischen: »In der ›Dresdener Zeitung‹ vom 26. 4. 44 geschwollenes Referat über die ›Fortsetzung der Vortragsreihe des Sprachamtes Sachsen‹. [...] Entscheidender Satz: ›Im nationalsozialistischen Staate gilt die Sprache nicht mehr als ein Mechanismus, sondern sie wird erkannt und gewertet als Gestalt von eigenem Wesen, als Ausprägung des Seelentums der biologisch-geistigen Gemeinschaft Volk und Mensch.‹ Sieht man von dem Phrasenschwall ab, so will die neue Sprachphilosophie nichts anderes, als die ›idealistische‹ Philologie, als Vossler, Spitzer, ich wollen. Nur: Sie *will* unwissenschaftlich sein. Sie will der Politik dienen. [...] Es handelt sich bei den Nationalsozialisten um bewußte Verdrängung und Versklavung der Wissenschaft.« (ZA 2, 507, 29. 4. 1944)

Und: Kulturkundliche, idealistische Sprachbetrachtung heißt auch: Sprache führt ein Eigenleben, ist unbeeinflussbar vom Willen des Sprechenden, denn »es [ist] die Sprache, die seine [eines Volkes] geistigen Grundzüge bewahrt und weitergibt, denn der einzelne Sprechende ist im höchsten Grade von seiner Sprache abhängig, er glaubt sie zu regieren und sie regiert ihn, er glaubt seine Gedanken auszusprechen und denkt doch in weitem Maße, ohne es zu wissen, nur das, was seine Muttersprache ihm vorschreibt.« (Klemperer 1948, 18)

Klemperer ist zutiefst und stets überzeugt von der ›Wahrheit‹ der Sprache, von der Möglichkeit einer ›guten‹ und einer ›bösen‹ Sprache. Diese Überzeugung kommt bei der Interpretation der LTI im Band ›Sprache des Dritten Reiches‹¹³ zum Tragen – in den zwölf Jahren Nazi-herrschaft ist dieser Sprachbegriff fatal und schmerzhaft. Denn: Der Nationalsozialismus stellt Klemperers wissenschaftliches Credo in Frage. Die Widerspiegelung des Geistes – der hier Ungeist ist – in der

Sprache heißt konsequent: »[der Nationalsozialismus ist] eine spezifisch deutsche Krankheit« (LTI, 61). Andererseits – Deutschtum und Nationalsozialismus zusammenzudenken scheint Klemperer unmöglich: »Im Jahre 1933 ist dann mein Glaube an das deutsche Wesen, ja an die feste Bestimmbarkeit nationaler Eigenarten, fast bis zum Zusammenbruch erschüttert worden« (CV 1, 287). »Fast« – Klemperer rettet seinen Glauben zuzeiten, indem er auch erkennen will: »[Hitlers Rhetorik ist] im Kern [...] undeutsch« (LTI, 61).

Es sind kulturspezifische, anfangs noch unbewusst bzw. implizit sprachreflexive Beobachtungen der Nazizeit, welche Klemperer dann auf den Weg zur Sprachkritik *LTI* bringen, indem die Buchstaben-Sprache Teil des kulturkundlichen Gesamtkonzepts ist (s. dazu in diesem Band Techtmeier). Wir sehen: Kulturgeschichte ist ein Haus mit vielen Zimmern. Und Klemperers Ringen mit dem Konzept seiner *LTI* (vgl. auch Seidel/Siehr 1997/1998, 569 f.) ist Dokument für diese Offenheit. Immer wieder denkt er an ein Lexikon, ein Wörterbuch, einen Dictionnaire philosophique, er will Enzyklopädist sein: »Ich erwäge, ob meine Lingua tertii imperii nicht ein wirkliches Lexikon, Dictionnaire philosophique in Einzelartikeln werden soll.« (ZA 1, 571, 31. 1. 1941) Er will nicht nur Wortbedeutungen beschreiben, sondern geistesgeschichtliche Entwicklungslinien aufzeigen, von weit her kommend – er achtet auf Einflüsse, sein Kulturkonzept gebietet ihm die Offenlegung von Traditionslinien: »Ich muß meine Rousseau-Beobachtungen mit dieser Sprachstudie verbinden« (ZA 1, 322, 24. 11. 1936) und: »Die fremden Vorbilder der *LTI*. [...] Italien, Sowjetrußland, Vereinigte Staaten prägen überall die *LTI*, sind stärker als das ursprünglich Deutsche« (ZA 1, 623, 23. 6.–1. 7. 1941); aber auch die Blut- und Boden-Ideologie und deren »engstes Verhältnis zur deutschen Romantik«, in ihrer Spielart der »deutschen Romantik« (ebd.) – das idealistische sprachkritische Konzept Klemperers muss diejenigen enttäuschen, die eindimensionale Erklärungsmuster erwarten.

Fassen wir zusammen: Der Kultur- und Sprachbegriff Klemperers scheint relativ eindeutig im idealistischen Sinn bestimmbar: Kultur ist Ausdruck von Geist und Charakter eines Volkes, einer Nation – und Sprache ist eine Ausdrucksform dieses Volksgeistes. Zeitlebens hat Klemperer dieses Konzept im Prinzip gelten lassen. Ab 1933 aber bringt die deutsche Erscheinungsform des Faschismus Klemperers wissenschaftliche Grundüberzeugung ins Wanken: »Spezifisch deutsch« und »im Kern

undeutsch« heißen die Extreme seiner Sprach- und Kulturkritik des Nationalsozialismus, zwischen denen sich Klemperer nicht mehr festlegen lässt.

Anmerkungen

- 1 Gegen diese ›Familiarisierung‹ hätte Klemperer nichts einzuwenden. Er selbst spricht in seinem offenen Brief an Karl Vossler von der »sehr naheliegenden Vergleichung des Verhältnisses zwischen Lehrer und Schüler mit dem zwischen Vater und Sohn«. (Klemperer 1925a, 249)
- 2 Zur Sprachtheorie Karl Vosslers und zu ihrem Einfluss auf Eugen Lerch vgl. Christmann (1974).
- 3 In dessen Titelgebung mischt Vossler sich ein: »Am nächsten trifft mich u. am meisten quält mich die Auseinandersetzung mit Voßler, die fast ein Bruch ist. [...] eben [...] schrieb er mir in burschikosem Ton, unser Jahrbuch solle das ›Jahrbuch für Sprachkritik‹ heißen, in sie gehe richtig verstandene Literaturgeschichte mit ein, meine ›Seelenriecherei‹ möge ich anderwärts betreiben. [Ich] habe [...] ihm [...] geschrieben, er wolle mich verdrängen, er mute mir Selbstverrat zu usw.« (LS 1, 794, 10. 3. 1924)
- 4 Die alte Konkurrenz flackert dann noch einmal bei dem Siebzigjährigen auf, der nunmehr nicht mehr nur seinen wissenschaftlichen kulturkundlichen Ansatz zu verteidigen hat, sondern außerdem auch noch die DDR und sein aktives politisches Leben in dieser: »das Hamburger Romanistische Jahrbuch, 3. Jhg. *Sechshundert Druckseiten* u. reine Facharbeiten. Und bei uns in der DDR keine Möglichkeit philologischer Fachveröffentlichung. Und die große lexikalische Studie (Bericht mit Zusätzen) von Lerch. Wo kann ich die Zeit hernehmen *so* zu arbeiten? Ich werde nie Philologe werden wie er, auch die große sprachphilosophisch berichtende Studie von Küchler über Voßler könnte ich nicht schreiben – aber mein 18ième, meinen Barbusse könnte ich doch sehr wohl noch schaffen, wenn ich mich nicht aufriebe in der *vita activa*.« (ZS 2, 178 f., 20. 6. 1951) Klemperers Bedrückung über den Zeitaufwand für seine politische Arbeit – sein stets unbefriedigter Geltungsdrang indes hindert ihn daran, sich ausschließlich seinen wissenschaftlichen Studien zu widmen – ist hier herauszulesen, aber vor allem auch heimliche Wertschätzung: »Ich werde nie Philologe werden wie er«, scheint nicht Ausdruck trotziger Verweigerung, sondern eher geseufzte Sehnsucht.
- 5 Sie hat Züge der heutigen, von der Geschichtswissenschaft auf den Weg gebrachten Mentalitätsgeschichte als »Geschichte der Wert- und Deutungssysteme« (Hardtwig/Wehler 1996, 7).
- 6 Brief an Vossler vom 1. 10. 1926; Bayer. Staatsbibliothek München, Ana 350, 12 A; Nr. 61; vgl. auch Klemperer (1925b).
- 7 »eine feste Gebietsabgrenzung von Zivilisation und Kultur [ist] gar nicht durchzuführen« (Klemperer 1948, 10).
- 8 Zitiert wird aus der zweibändigen Ausgabe (Berlin: Aufbau 1995).
- 9 Vgl. zu Klemperers Tagebüchern in der Nazizeit Kämper (1996).

- 10 »Die Kulturkunde der zwanziger Jahre hat in ihrer Entartung den Nationalsozialismus mit herbeiführen helfen, und ich habe mich lange Zeit geschämt, selbst einmal für die kulturkundliche Betrachtungsweise eingetreten zu sein« (Klemperer 1946, 636).
- 11 »[der Nazismus] verbannt [...] aus der Menschheitsgeschichte den einigenden Begriff der Menschheit und läßt nur den aufspaltenden Begriff der Rasse gelten« (Klemperer 1948, 49).
- 12 Zitiert wird aus: Klemperer, Victor (1987): *LTI. Notizbuch eines Philologen*. 4. Aufl. Köln: Röderberg.
- 13 Vgl. die von Kristine Fischer jüngst vorgelegte, sehr akribisch erarbeitete und ertragreiche Editions- und Rezeptionsgeschichte von *LTI* (Fischer 1999). Zur Fortführung von Klemperers sprachkritischen Beobachtungen nach dem 8. Mai 1945 vgl. Kämper (2000; 2001).

Literatur

- Christmann, Hans Helmut (1974): *Idealistische Philologie und moderne Sprachwissenschaft*. München: Wilhelm Fink.
- Fischer, Kristine (1999): *Victor Klemperers »LTI. Notizbuch eines Philologen«*. Ein Kommentar. Masch.Diss. Kiel (erscheint demnächst).
- Hardtwig, Wolfgang; Wehler, Hans-Ulrich (1996): *Kulturgeschichte Heute*. (Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft. Sonderheft 16). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Kämper, Heidrun (1996): *Zeitgeschichte – Sprachgeschichte*. Gedanken bei der Lektüre des Tagebuchs eines Philologen. In: *ZGL* 24(1996), 328 – 341.
- Kämper, Heidrun (2000): *Sprachgeschichte – Zeitgeschichte*. Die Tagebücher Victor Klemperers. In: *Deutsche Sprache* 28 (2000)1, 25 – 41.
- Kämper, Heidrun (2001): *LQI – Sprache des Vierten Reichs*. Victor Klemperers Erkundungen zum Nachkriegsdeutsch. In: Cherubim, Dieter; Burkhardt, Armin (Hg.): *Semantik, Pragmatik und Sprachkritik* (Festband für Helmut Henne). Tübingen: Niemeyer (demnächst).
- Klemperer, Victor (1925a): *Positivismus und Idealismus des Literarhistorikers*. (Offener Brief an Karl Vossler). In: *Jahrbuch für Philologie* 1(1925), 245 – 268.
- Klemperer, Victor (1925b): *Der Streit um den Begriff Kulturkunde*. In: *Die neueren Sprachen* 33(1925), 437 – 449.
- Klemperer, Victor (1946): *Barbusse und Plivier*. In: *Aufbau*. Kulturpolitische Monatschrift. Hg. vom Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands. (1946)6, 635 – 645.
- Klemperer, Victor (1948): *Kultur. Erwägungen nach dem Zusammenbruch des Nazismus*. Berlin: Neues Leben.
- Klemperer, Victor (1950): *Karl Voßler (1872 bis 1949)*. Sonderdruck aus: *Forschung und Fortschritt* 26(1950)5/6 (März).
- Paul, Hermann (1975): *Prinzipien der Sprachgeschichte*. 9. unveränd. Aufl. Tübingen: Niemeyer.
- Seidel, Ute; Siehr, Karl-Heinz (1997/98): *Victor Klemperer. Ein Thema im Deutschunterricht?* In: *Deutschunterricht* 50(1997)12, 562 – 573/Teil 1) und 51(1998)1, 37 – 45/Teil 2).
- Karl Vossler (1904): *Positivismus und Idealismus*. Heidelberg: Winter.